ST
IST
LDES
NNES

se
in der
Burg-Drog.

Tel. 82
Tel. 456
50 Mk.
Uhr.
— Mk.
Uhr:
Berliner
prüfenden
alten Tag
Tages
Ich
habe
ungemeldet.
Wille
haben. Sie
Erkennt
nimmer, daß
mit all
Wissens ist
in Ber-
de, sich für
ertlich dort
sen sei, das
wo Unter-
in dem
wohl über
Und sie
Tasche ent-
er, mit
stück fand,
konnten
nicht haben.
m, es hier
ein, „da
einen Satz
stein," sagte
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 23 Mittwoch, 9. Juni 1926

oen kann. — Sammelt man sich vier oder fünf Cucoyos und hält sie, an einem Faden gereiht, vor sich, so kann man sich ihrer in einer dunklen Nacht als sehr brauchbare Laterne bedienen."

Während der Kämpfe auf Haiti und den anderen westindischen Inseln mit den Spaniern gebrauchten diese ebenso wie die Indianer diese tierischen Lichter, um in der Dunkelheit nicht voneinander abzukommen. — Namentlich sind die Indianer sehr geschickt darin, Cucoyos zu fangen und machen Halsbänder von ihnen, wenn sie sich selbst auf ziemlich weite Entfernung des Nachts kenntlich machen wollen. Durch andere Schriftsteller aus derselben Zeit wissen wir, daß auch die ersten christlichen Missionare in den Antillen in Ermangelung von Kerzen dieses Käferlicht zum Lesen der Frühmesse zu Hilfe nahmen. Alexander von Humboldt, der sich selbst des Cucoyolichtes bei einem Besuche der Vulkane von Turbaco bediente, um eine Entzündung der ihnen entströmenden Gase zu vermeiden, berichtet, daß ungefähr ein Dutzend jener Leuchtkäfer in einer durchlöcherten Kürbisschale in den Hütten armer Landleute als Nachtlampen dienten und daß, wenn das Licht schwächer werde, ein Rütteln des Behälters genüge, um es durch das Irritieren der Tiere wieder stärker werden zu lassen. Auch erfahren wir durch den großen Forscher, daß damals manche Schiffskapitäne der Mannschaft verboten, des Nachts von anderem Licht als dem der Cucoyos Gebrauch zu machen.

Wie man sich wohl denken kann, bieten diese Leuchtkäfer ein vorzügliches Mittel zum Ködern gewisser Fisch- und Krebsarten, welches so wirksam ist, daß es stellenweise, um eine Ausrottung des letzteren zu verhindern, verboten werden mußte.

Endlich dienen diese Cucoyos auch vielfach als Schmuck- und Putzgegenstände. Oft stecken die Kreolendamen sie in die Falten ihrer weißen Musselinkleider oder befestigen sie, von ausgestopften Kolibris u. Brillanten umgeben, in ihren schönen schwarzen Haaren. Dieser originelle Kopfputz harmoniert in seinem magischen Lichte wunderbar mit der eigenartigen Schönheit jener bleichen und braunen Frauengestalten.

Dr. C.

Zu Rüdesheim in der Drosselgasse

Wie war das doch damals? Lese ich doch eben in der Zeitung, daß der allen Weinfreunden bekannte „Drosselwirt" in Rüdesheim gestorben ist. Rüdesheim! klingt das nicht beinahe so wie Heidelberg? In Göttingen und in Würzburg waren wir, die beiden anderen und ich, Student! Geld hatten wir, das heißt nur auf wenige Stunden; denn der „Wechsel" des Alten, der pünktlich am Ersten eintraf, war für uns glühendes Gold. Wie gewonnen, so zerronnen. Weil im selben Augenblicke schon die — Manichäer herumstanden: der Couleurfritze, der Droschkenvermieter, der Ober vom Stammtisch. Aber eines Mittags — eben war uns dreien der „Wechsel" zugegangen — bekam ich ein Telegramm aus Heidelberg: „Bist herzlich willkommen, erscheine sofort." — Na, damit ging ich zu den beiden anderen und wir überlegten. mit dem Schluß, daß wir zusammen von Göttingen gen Heidelberg fahren wollten. Ein Gang zum Bahnhof mit Auskunft-belehrte uns, daß wir mit unserem Gelde gerade bis — nobel wie wir waren, wollten wir die Reise über Koblenz machen — Rüdesheim zeichten. Dort hatten wir ja einen alten Bekannten, den „Grafen von Rüdesheim", den wir so oft besungen hatten. Und so fuhren wir los, nach vorheriger Benachrichtigung an die Bundesbrüder in Heidelberg. Da nun aber die Fahrt von Göttingen nach Rüdesheim erheblich weiter ist, als von Heidelberg nach Rüdesheim, war es möglich, daß in Frankfurt am Main in unseren Zug ein sehr — na, sagen wir einmal — veralkoholisiertes Individuum einstieg, uns im Speisewagen beim Frühstück entdeckte und erzählte, er wüßte, daß in diesem Zug: drei Studenten wären, die in Rüdesheim am Rhein das letzte Geld ihrer Väter durchrbingen wollten und sogar ihre Kommilitonen aus Heidelberg dazu eingeladen hätten. Dieser mitteilsame Fahrtgenosse war der jedem Göttinger Studenten genügsam bekannte „blaugoldrote" Methusalem, ein uralter Dienstmann, dessen Nase in den Farben des Bismarckkorps „Hannovern" schillerte. Natürlich hatten wir den Blaugoldroten sofort erkannt, aber sein Aussehen verblüffte uns: Strohhut, weiße Weste, sogenannten Schwalbenschwanz, kariertes Beinkleid und hellgelbe Stiefel! Warum aber hatten wir „Methusalem" nicht schon vorher entdeckt? Nun, weil er von unseren lieben Heidelberger Bundesbrüdern schon einen Tag vorher nach Frankfurt bestellt und dort entsprechend „bearbeitet" worden war!

Was sich dann in Rüdesheim in der Drosselgasse, beim alten Müller, weiter ereignet hat, möchte ich hier nicht mehr schildern; denn eine Stunde nach uns Göttingern trafen die Heidelberger ein und ein süßes „Harfenlenchen" sang das Lied vom „Böhmerwald" und so. Dann aber, als der Abend herniedersank, als der letzte Dampfer gen Koblenz abgefahren war, da klang es aus der Drosselgasse, in Gemeinschaft mit der schwarzen Maruschka aus der ungarischen Pußta, die sich als Kellnerin nach Rüdesheim verdingt hatte: „Nur am Rhein gestorben sein!" . . .

Am Ausguck

Die Hochzeit der Fünftausend.

Eine Hochzeit mit 5000 Teilnehmern ist gewiß keine Alltäglichkeit, und Paris hat den Vorzug, sie erlebt zu haben. Allerdings handelte es sich nicht um Hochzeitsgäste, sondern um Zuschauer, als sich durch die Straßen eines Vorstadtwiertels ein Hochzeitszug in — Handwagen bewegte. Im ersten „Wagen" saß zwischen weißen Chrysanthemen die Braut, ein kräftiges Mädel mit lachenden Augen und frischen Lippen. Quer über dem Wagen sein säuberlich zusammengefaltet lag vor dem weißen Brautkleide eine schwarze Jacke. Sie gehörte dem Bräutigam, der mit in den Nachen zurückgeschobener Melone in Hemdsärmeln den Wagen mit seinem Glück zum Standesamt zog. Dann kamen, alle auf Handwagen und im Blumenschmuck, die Brautjungfern und die übrigen weiblichen Gäste. Denn bevor sich die Männer an die Hochzeitstafel setzten, mußten sie zeigen, was sie konnten, und so wurden sie alle — ins Joch gespannt. Im letzten Wagen waren dann die beiden Schwiegermütter aufgebaut, mit doppeltem Vorspann zur besonderen Ehrung. Vor dem Standesamt angekommen, bürsteten die Damen ihre Herren zunächst gründlich ab — und die Braut steckte ihrem Erwählten einen Myrtenstrauß ins Knopfloch und der Marsch vor den folgenschweren Tisch begann. Die Kunde von dieser seltsamen Hochzeit hatte bald eine Unzahl von Reportern und Photographen herbeigeführt, und tausende von Zuschauern waren auf den Beinen. Und das alles, weil der Bräutigam, ein Chauffeur, seine Braut vor einem der täglichen Unfälle im Auto bewahren wollte.

Verfall christlicher Baudenkmäler in Rußland.

Die Hintansetzung des christlichen Glaubens und als Floge davon die Behinderung der Kirche in ihrer Bewegungsfreiheit haben im Sowjetgebiet zum Verfall der Gotteshäuser geführt. Vor kurzem wurde eine Kommission eingesetzt, die den Auftrag hatte, den Zustand der Isaiakiefski-Kathedrale in Moskau zu untersuchen. In dem jetzt veröffentlichten Bericht der Kommission wird zugegeben, daß sich das Bauwerk in jämmerlichem Zustand befindet. Die Fenster sind seit Jahren nicht gereinigt, die Mauern schlagen feucht aus, die Marmorpfeiler haben teilweise keine Verbindung mehr mit den Mauern, und an vielen Stellen ist der Marmor abgebröckelt. Das weltbekannte Mosaik hat ernstliche Beschädigung durch Wasser erlitten, das jahrelang durch das altersschwache Dach herabgeströmt ist. Alles in allem zeigt die einst so berühmte Kirche gegenwärtig ein trauriges Bild des Verfalls, und die völlige Wiederherstellung dürfte viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen, — vorausgesetzt, daß die Bolschewisten sich dazu aufschwingen. gk.

Die Inseln ohne Menschen.

Im Indischen Ozean zwischen Madagaskar und Indien liegen 15 000 Inseln, auf denen es nicht ein einziges menschliches Wesen gibt. Diese Inseln sind nicht groß. Einige haben nur einen Flächenumfang von 1 bis 2 Hektar, andere sind 5 bis 8 Kilometer lang und 1 Kilometer breit. Ein Teil der Inseln ist nur Granitfelsen, die sich schroff aus dem Meer heben, mit Urwald bedeckt und wenig fruchtbar. Robinsonaden sind heute noch sehr wohl möglich.

Die Geburt des Taschentuches.

Das Taschentuch kam zuerst in Venedig auf. Und zwar zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Erst in der Mitte ds 17. Jahrhunderts wurde es in Deutschland eingeführt. Damals diente es als Luxusartikel. Mit der Verfeinerung der Sitten wurde es glücklicherweise Gebrauchsartikel.

Natur und Städtebau.

Die im Stadtteile St. Gilles gelegene Place Loix, einer der stimmungsvollsten altmodischen Plätze von Brüssel, der mit seinen drei oder vier alten Platanen ein wenig an die zarten Schönheiten von Gent oder Brügge erinnert, soll nach dem Beschlusse eines weisen Gemeinderats dieses seines Baumschmuckes beraubt werden. Zum Glück gehört zu den Anwohnern des Platzes der Stadträger der Brüsseler Advokatenzunft, Maitre Leon Hennebicq, und zum noch größeren Glück ist dieser Mann der Sohn eines nicht unbekannten belgischen Malers, dessen Atelier noch erhalten ist, und dessen Ruhm durch eine Gedächtnistafel allen Vorübergehenden verkündet wird. Da der Anwalt als solcher die Feder zu führen weiß, richtete er an den Bürgermeister einen ärgerlichen Brief, in dem er „das beabsichtigte abscheuliche Majestätsverbrechen gegen die Schönheit" denunziert und erklärt, daß alte und durch die Achtung von Generationen geheiligte Dinge wie die Platanen des Loix-Platzes Anspruch auf die verehrende Pflege der jetzt lebenden Menschen haben, und daß es wirklich keinen Anlaß zur Klage geben könne, wenn im Sommer der Wind und die Vögel durch das Laub hinginge und im Herbst die goldbraunen Blätter den Boden mit dem leuchtendsten aller Teppiche bedecken. Man darf gespannt sein, ob die Auffassung dieses männlich empfindenden Naturfreundes oder die Neuerungssucht von Städtebaukundigen, die dem Moloch einer wildgewordenen Mathematik alle zarten Naturreize zu opfern gesonnen sind, den Sieg davontragen wird.

Eine heitere Lautverschiebung.

In Deutschland gibt es bekanntlich einen „Hauptausschuß für Leibesübungen" als eine Art freiwillig anerkannte Oberbehörde, die allerlei Ersprießliches für Turnen, Leichtathletik, Spiele und verwandte Gebiete leistet. Und denselben Ausschuß gibt es auch in der Tschechoslowakei, zu dem eine Hauptversammlung gehört, zu der gewöhnlich auch Begrüßungstelegramme einzulaufen pflegen. So auch zu der letzten Hauptversammlung, die in Gräfenberg in Böhmen abgehalten wurde, und wo die Post ein Telegramm an den „Hauptausschuß für Liebesübungen" erhielt und trotzdem richtig der Hauptversammlung zustellte. Darob herrschte in den beteiligten Kreisen große Empörung und es ist nun die Frage aufgeworfen worden, wo denn eigentlich Schuld an dieser hübschen Wortverschiebung sei. Hatte die schreibende Maid sich wirklich nur „vertippt" oder hatte sie Liebesübungen gleichbedeutend mit Liebesübungen gehalten oder wollte sie vielleicht nur einer stillen Sehnsucht Ausdruck verleihen?

Die Verwandlung der Flunder.

Anfangs ist die junge Flunder, die sich in den oberflächlichen Meeresschichten aufhält, genau so symmetrisch mit einem Rechts und einem Links des Körpers gebaut, wie die anderen Fische: etwa der Barsch oder die Plötze. Sobald sie etwa 1 Zentimeter lang geworden ist, wächst ihr Körper (mit einem Male) in die Breite und flacht sich immer mehr, sodaß sie bald nicht mehr nach gewöhnlicher Fischweise zu schwimmen vermag, sie fällt gleichsam auf die Seite wie ein kranker Fisch und wie dieser sinkt sie auf den Grund. Das dem Boden zugewandte Auge beginnt nach oben zu wandern über die Stirn hinweg und bald sitzt es neben dem anderen; bei der Flunder und Scholle auf der rechten Seite, beim Steinbutt auf der linken Seite, woran man diese nach verwandten Arten leicht unterscheiden kann.

Büchertisch

Rinteln an der Weser. Eine Werbeschrift mit einem vierfarbigen Titelbild und sechs Textbildern nach Originalzeichnungen von W. Hauschteck-Fischbeck. 16 Seiten auf Kunstdruckpapier. Herausgegeben vom Verkehrsverein Rinteln a. d. Weser. — Das Weserstädtchen Rinteln bringt mit dem kleinen schmucken Heft eine für gute wirkungsvolle Verkehrswerbung vorbildliche Werbeschrift heraus, die neben einer kurzgefaßten Schilderung Rintelns und seiner schönen Umgebung ein Verzeichnis der Jugendherbergen im Rintelner Wandergebiet und Angaben über alle sonstigen Unterkunftsmöglichkeiten enthält. Das mit einem prächtigen farbigen Stadtbild Alt-Rintelns geschmückte Heft ist vom Verkehrsverein Rinteln kostenlos zu beziehen.

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 23 Mittwoch, 9. Juni 1926

Heimkehr

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten,
Am Waldberg sprang wie sonst das Reh,
Von fern erklang ein Abendläuten,
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd gebaren;
Wie weh, wie weh mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
Flieh, flieh, und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen,
Und kehren nimmer, nimmermehr.

Lingg.

Der Sternenhimmel zur Sonnenwendzeit

Von Max Valier.

„Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang — Und ihre vorgeschriebne Reise vollendet sie mit Donnergang."

Wer müßte nicht an dieses Wort des Engels im himmlischen Prolog zu Goethes Faust gedenken, wenn er sich so recht vorstellt, wie seit Jahrmillionen der Sonnenball in der Ekliptik kreist, den tiefsten Punkt zu Wintersanbeginn den höchsten Stand zu Sommersanfang feierlichst durchmessend.

In diesem Jahre — so rechnen es die Sternenforscher aus — wird dieser kosmisch hocherhabene Augenblick am 22. Juni früh 5 Uhr 24 Min. sich erfüllen. Da wendet sich der Sonne Lauf, und abwärtssteigend verkürzt sie uns den Tag, dem neuen Winter zu, der schneller als uns lieb ist, seine eisigen Fänge über die Lande werfen wird. Doch sei es drum! Noch ist die Zeit der langen Tage, der lauen Nächte, die trotz ihrer Kürze dem Freund der Himmelsforschung günstig sind.

Wenn wir nach Junimitte, um 10 Uhr etwa, bei Eintritt der Dunkelheit, den Blick zum westlichen Firmament erheben, dann sehen wir genau im Nordwestpunkt des Horizonts zwei helle Sterne unweit voneinander soeben untersinken. Castor und Pollux sind es, die Zwillinge, die uns im Winter und noch bis ins Spätfrühjahr so treulich zugeleuchtet haben. Genau im Westen aber neigt sich auch ein heller schöner Stern schon stark hernieder, der mit seiner Sichel bildet, deren Griffende er selber einnimmt. Es ist Regulus im großen Löwen, ein Fixstern erster Lichtklasse, der so genau am Sonnenwege liegt, daß unser großes Himmelslicht auf seiner Bahn am 23. August fast über ihn wegschreitet. Auch über Südwest senkt sich ein eingrägsames Himmelsbild im selben Augenblick zum Untergang. Ein Viereck, etwas schief geraten zwar, dennoch als solches leicht erkennbar, aus vier Fixsternen zweiter Größenklasse. Es ist der Rabe, sicher zu erkunden dadurch, daß neben dem links obersten Gestirn des großen Vierecks ganz dicht ein kleines Sternchen steht, das schon dem freien Auge, noch sicherer im Opernglase kenntlich ist. Und oberhalb des Raben, nicht hoch ob Südsüdwest, da glitzert Spica, der Aehrenstrom der Jungfrau. Auch Spica steht nicht weit vom Sonnenlauf ab und wird von der Sonnenscheibe am 16. Oktober überholt. Wenden wir den Blick nun völlig dem Süden zu, dann glänzt genau im Mittagskreis (Meridian) der riesenhafte Skorpion mit seinem dämonischen Sternenbogen und Antares, dem rötlich gloseenden, unsere Sonne hundertmillionenfach an Riesenausmaß übertreffenden Gigantstern, einem der mächtigsten Himmelskörper, die wir im weiten Universum kennen. Daß er nicht noch heller erscheint, dankt er nur seiner schier unermeßlichen Entfernung. Zwischen Antares und Spica finden wir, am Sonnenwege abermals, das Tierkreisbild der Wage, aus zwei Sternen der dritten Größenklasse hauptsächlich bestehend, Zuben el dschenubi und Zuben el schemali genannt. Ueber den ersten zieht die Sonnenscheibe am 6. November weg, während sie hart unter Akrab, dem höchsten Fixstern in des Skorpions feurigem Bogen, am 25. November vorbeischwebt. So sehen wir den Sonnenweg durch Fixsternlichter über den Himmel hin gezeichnet. Indessen, das Bild der Wage, sonst vertraut dem Himmelsfreund, ist augenblicks durch einen fremden Stern verwandelt, der das Gewicht der Wagebalken mit seiner übermächtigen Lichtflut stört. Es ist Saturn, der wunderbare, unter allen Himmelskörpern einzigartig mit einem Ringe ausgezeichnete Planet, dessen Beobachtung schon mit kleinem Handfernrohr so lohnend ist, wenn auch die tieferen Wunder seines Reichs sich erst dem starken astronomischen Glas von über hundertfacher Vergrößerung entschleiern.

Der Schwanz des Skorpions erstreckt sich am Horizont dahin, bis Südsüdost. Doch zwischen diesem Punkt und Südost selber erhebt sich einer neuen Sternengruppe Pracht. Das mächtige, weit ausgedehnte Bild, an hellen Sternen reich, ist die gewaltige Figur des Schützen, in das der Sonnenweg Anfang Dezember führt. Infolge der Verschiebung des Frühlingspunktes seit 2000 Jahren ist ja bekanntlich jetzt die Tierkreisteilung der alten Weisen aus dem Altertum um ein himmlisches Zeichen verschoben, so daß der Wendepunkt der Sonne im Sommer tatsächlich nicht mehr im Krebs, sondern zu Beginn der Zwillinge, der Umkehrpunkt zu Wintersanfang nicht mehr im Steinbock, sondern vielmehr im Schützen liegt. Im Ostsüdosten hebt der Steinbock sein hehres Haupt, das aus drei schwächern Sternchen, die dicht beisammenstehen und etwas tiefer, aus einem hellen Fixstern dritter Größe sehr einprägsam gebildet wird. Wenn wir nur eine Stunde warten, ist die Figur schon ganz hergauf und wegen ihrer höheren Lage zeigt auch der Wassermann dann seine Sterne, während zugleich nur wenig rechts von Ost, ein übermächtig majestätisch strahlendes Gestirn, das seinesgleichen nicht am Himmel hatte, emporsteigt. Es ist Jupiter, der königliche Stern. Im Opernglas als kleines Scheibchen sichtbar, enthüllt der Himmelsriese schon dem bessern Stecher das Spiel seiner vier alten Galilei'schen Monde. Im Handfernrohr zeigt er sich abgeplattet und gestreift, das Riesenfernrohr löst uns seine Oberfläche, die alsdann vielmals größer als der Vollmond scheint, in eine reiche Gliederung von wolkigen Gebilden auf. Und nur noch eine kleine Weile geht hin, bis es die Mitternacht schlägt. Der Wassermann ist ganz herauf und Pegasus sprengt über ihm die Himmelsbahn empor. Ueber dem Osten glitzern noch eben die matten Lichtstein der Fische, in denen jetzt der Frühlingspunkt gelegen ist. Da fährt ein neuer, glanzvoll lodernd roter Stern empor. Es ist Mars, unsere Nachbarwelt, der Stern des Kriegsgottes, der sich anschickt, der Erde wieder sich zu nähern, bis er im Oktober diesmal den Gegenschein durchläuft, um welche Zeit alle Riesenfernrohre der Erde auf ihn gerichtet werden. So bietet uns der Sternenhimmel im bequemen Bogen, nicht allzuhoch von West bis Ost, der Tierkreisbilder hehre Reihe und der großen Wandelsterne nicht weniger als drei, Saturn, Jupiter, Mars!

Doch auch die übrigen verbirgt uns der Himmel in der zweiten Junihälfte nicht. Merkur, der sonnennahe, schnellfüßige Geselle, den nie im Leben gesehen zu haben Kopernikus am Totenbett bedauern mußte, zeigt sich uns leicht, sobald die Dämmerung hinreichend dunkelt. In den Zwillingen läuft er herauf. Am 18. Juni mit Castor und Pollux ein spitzes Dreieck nach links unten bildend, zieht er rasch fürbaß, so daß er am Monatsende mit ihnen fast auf einer Linie liegt, aus den Zwillingen scheinbar Drillinge gestaltend. Neptun hinwieder, der sonnenfernste Großwandelstern, steht unweit des Regulus im Löwen, nur mehr kurze Zeit im tiefen Dämmern mit starkem Fernrohr aufzufinden. Es bleibt noch Uranus, der zur Mitternacht sehr leicht dadurch gefunden werden kann, daß er ganz nah bei Mars steht, am 21. Juni in Konjunktion mit ihm kommt und in dieser Nacht nur 3 gute Vollmondscheibendicken unterhalb als mattes Sternchen glänzt. Nur Venus fehlt jetzt noch im Reigen der großen Wandelsterne, deren Schwester die Erde selbst ist. Sie zu suchen und zu finden bedarf es wahrlich keiner Anweisung, denn heller noch als Jupiter und strahlender als irgendein Gestirn des Himmels verkündet sie als Morgenstern den neuen Tag.

Die übrigen Fixsternbilder des Himmels, die überm Gleicher kreisen, seien nur kurz erwähnt. Vom Pol nach Westen zieht der große Bär, nach Südwest dehnt Botes sich, über Süd erfüllen Herkules und Krone den Himmelsscheitelpunkt und drunter hält Ophiuchus die Schlange. Ostwärts vom Scheitel glänzt Wega in der Leyer, mit Deneb im Schwan und dem tiefer kreisenden Atair im himmlischen Adler das große, sommerliche Dreieck bildend. Andromeda steigt im Nordost empor. Zwischen ihr und dem Polarstern gleißt das W Cassiopejas, während Cepheus sich zwischen sie und den Drachen schiebt. Der Kleine Bär recht sein Haupt vom Pol dem Scheitel zu. Und tief im Norden, ganz am Gesichtskreis, hebt sich Perseus, während Capella im Fuhrmann glitzernd in unterer Kulmination dahinschwebt.

Aus der Entstehungsgeschichte der großen Alpenhöhlen

Von Studienrat Otto Satow-Berlin.

Die Höhlenforschung hat in den letzten Jahren außerordentliche Erfolge in der Entdeckung, Erforschung und Erschließung gewaltiger Höhlen, besonders in den Alpen, erzielt und dadurch die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf die Naturwunder der Unterwelten gelenkt. Teile der Höhlen sind als „Schauhöhlen" der Allgemeinheit zugänglich gemacht und werden jährlich von Tausenden von Naturfreunden besucht und bewundert. In den nördlichen Kalkalpen sind vor allem drei Höhlen durch ihre ungeheure Ausdehnung, durch die Formenschönheit ihrer Räume, durch den Zauber ihrer Eispracht, durch die Abenteuerlichkeit ihrer Kalkgebilde berühmt geworden. Das Dachsteingebirge birgt in seinem Innern die Rieseneishöhle und die Mammuthöhle, die dritte Höhle liegt im Tennengebirge: die „Eisriesenwelt".

Die Dachsteineishöhle ist gewiß Einheimischen Hirten und Jägern lange bekannt gewesen. Denn der Eingang liegt ziemlich frei in der Felswand, die die große Fläche der Schönbergalpe (1348 Meter über dem Meere) im Osten abschließt. Und doch haben Furcht und Aberglauben die Menschen gehindert, die Rätsel der Finsternis zu lösen. Einen ersten Versuch hierzu machte Anfang dieses Jahrhunderts Alexander v. Mörk, ein Salzburger Maler, den wohl die Sehnsucht nach romantischen Motiven für seine Kunst hineintrieb und zum Höhlenforscher machte. Aber in geringer Entfernung vom Eingang verhinderte ein 25 Meter tiefer Eisabgrund weiteres Vordringen. Nun war eine Aufgabe für die Höhlenforschung gefunden. Im August 1910 stieg Ingenieur Bock (Graz) auf einer Drahtseilleiter in den Abgrund hinunter, schritt auf einem in halber Höhe sich hinziehenden sehr schmalen Eisgrat, gesichert von seiner Frau und von Lahner, zur gegenüberliegenden Eiswand hinüber, erkletterte sie durch Stufenschlagen mit dem Pickel und erzwang sich so als erster den Zutritt zu einer ungeheuren Eishöhle. Wenige Wochen später erforschte eine Expedition die gewaltigen eiserfüllten Hallen und Gänge. Und in den folgenden Jahren wurden immer neue Geheimnisse des Reiches der Nacht enthüllt. Im Jahre 1913 ging der Verein für Höhlenkunde in Oesterreich daran, durch den Bau von Steiganlagen, Galerien, Betontreppen den Besuch der Höhle bequem zu machen, eine Arbeit, die nur durch den Krieg unterbrochen wurde. Heute kann die Dachsteineishöhle von jedermann ohne besondere Ausrüstung mühe- und gefahrlos begangen werden.

Im Jahre 1910, ja nur einen Tag nach der großen Expedition durch die Eishöhle, am 13. September, fanden Bock und Mörk auf der Angeralpe, die durch den Mittagskogel, einen gegen den Hallstätter See vorspringenden Pfeiler des Dachsteinstockes, von der Schönbergalpe getrennt ist, den Eingang zur Mammuthöhle. Und wenige Tage später wurde hier unter Leitung von Bock und Lahner in 30stündiger Forschungsarbeit ein fast verwirrendes Labyrinth von Tunnels, Hallen, Schächten entdeckt. Nur vereinzelt wurden Eisgebilde in der Mammuthöhle gefunden, dafür wird das Auge durch den Wechsel ihrer Gestaltung und die Merkwürdigkeit ihrer Formen entzückt. Diese Höhle durchsetzt den Mittagskogel. Ostern 1914 gelang es Bock, den anderen Eingang zu finden, durch den sie auch von der Schönbergalpe aus betreten werden kann. Und in den Pfingsttagen des gleichen Jahres wurde diese Höhle als Durchgangshöhle von Bock und Aigner zum ersten Male von der Schönbergalpe bis zur Angeralpe durchwandert und durchklettert. Im August 1923 wurden hier von einer großen Expedition des Hauptverbandes Deutscher Höhlenforscher neue gewaltige Räume angefahren. Bisher sind mehr als 20 Kilometer der Mammuthöhle erforscht. Seit einem Jahre gestattet eine Weganlage, in einer kurzen Stunde von einer Alpe zur andern durch die Höhle zu gelangen.

Die beiden Dachsteinhöhlen bleiben an Ausdehnung hinter der Eisriesenhöhle des Tennengebirges zurück. Die Gesamtlänge aller bisher erforschten Gänge dieser ungeheuren Unterwelt beträgt bereits 30 Kilometer. Und noch sind die Forschungen nicht beendet. 1 Kilometer des Hauptgangs ist mit einer zusammenhängenden Eismasse bedeckt. Der Eingang liegt 1640 Meter über dem Meere in der Westwand des Hochkogels und wurde schon 1879 von einem Jäger entdeckt. Seiner Anregung folgend, erkletterte damals Anton von Posselt-Czorich die steile Felswand und drang etwa 200 Meter in das Innere der Höhle bis zum ersten Eissall ein. Obwohl Posselt hierüber in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins berichtete, geriet diese Höhle wieder in Vergessenheit und wurde 33 Jahre hindurch nicht betreten. Erst Mörk nahm 1912 die Forschungen wieder auf. 1913 wurde der „Sturmsee“ erreicht, dessen sturmgepeitschte Wasser unter niedrigem Gewölbe den Weg versperrten. Mörk überwand im Taucheranzug dieses Hindernis und stellte fest, daß die Höhle sich noch ins Ungewisse verlor. Der Weltkrieg unterbrach die Forschungen. 1919 wurde der Sturmsee von Salzburger Höhlenforschern trockengelegt und damit eine Welt von unvergleichlicher Schönheit und Romantik erschlossen. Ein bequemer Weg führt jetzt aus dem Salzachtal über den Achselkopf zum Höhleneingang hinauf. Nur der etwa 1 Kilometer lange Teil der Höhle, der die herrlichsten Eisgebilde enthält, ist der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Aber während bis vor einem Jahre der Besucher sich der Steigeisen zur Erklimmung der Eiswälle bedienen mußte, macht jetzt eine Anlage von Holztreppen und -brettern diesen hochalpinen Ausrüstungsgegenstand überflüssig. Der Massenbesuch der „Eisriesenwelt“, jährlich fast 10 000 Personen, veranlaßte den Salzburger Höhlenverein, den Besuch so zu erleichtern.

-⊡-

Der Würfel vor 6000 Jahren

Von Vincinz Luedecke-Schöneberg.

Würfel aus Knochen oder Elfenbein, die man in der Gräberstadt Thebens gefunden und von denen vier im ägyptischen Museum zu Berlin konserviert werden, geben uns die Gewißheit, daß dieses Glücksspiel auch im alten Aegypten beliebt war. Die Würfel sind sechsseitig, und zwar hat ein Exemplar ganz flache Seiten, die drei übrigen nur zwei flache und vier abgerundete Seiten. Die Seiten der Würfel sind mit Augen in der Zahl von „eins“ bis „sechs“ gekennzeichnet und in der Anordnung der Augen unseren Würfeln vollkommen gleich; vier stehen im Quadrat, bei fünf Augen tritt das fünfte in die Mitte des Quadrats und sechs Augen sind in zwei Reihen zu je drei geordnet. Daß das Würfelspiel bei hoch und niedrig verbreitet war, bezeugt uns eine Sage, nach welcher Ramses 3. in der Unterwelt mit der Göttin Isis um einen goldenen Mantel würfelte, den er gewann und mit auf die Oberwelt brachte.

Das Würfelspiel ist wahrscheinlich babylonischen Ursprungs und hat symbolische Grundlagen. Es enthält das Rechnungssystem der Zahl „sechzig“, verkleinert zu einem Sechstel.

Von den uralten Symbolisierungen hat sich immer ein Bewußtsein ihrer Bedeutung erhalten. Ueberall in der Welt findet sich Aehnliches, und überall kann man die Beziehung



Das Schlageter-Denkmal auf dem Höllnberge.

zum Weltbilde, zur Himmelsbeobachtung, d. h. zur Religion erkennen.

Das gleiche gilt übrigens wahrscheinlich von den meisten der Glücks- oder Zeitvertreibspiele wie Karten und dergleichen. Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen ihnen und den Spielen der Kinder besteht an und für sich kaum. Verwickelt sind die Kalender- und Himmelseinteilungsspiele. Das Kartenspiel ist weiter nichts als ein Kalenderspiel der Alten, denn es stellt gleichzeitig die vier Jahreszeiten und die Summe der Tage eines Jahres dar.

Das Würfelspiel mit seinen 3 mal 6 gleich 18 Augen als höchsten Wurf, erinnert an die Begründung der „Zahl des Menschen“ gleich 216; namentlich wenn man dazu nimmt, daß nach pythagoräischer Lehre der Würfel das Bild der „Vollkommenheit“ ist. Der Zusammenhang zwischen Kartenspiel und Sternenhimmel macht auch das Wahrsagen aus den Karten, das „Kartenlegen“ verständlich, es ist ein tausende von Jahren altes, übertragenes Sterndeuten.

In den babylonischen Tafeln wird immer wieder die Zahl 12 960 000 in allen ihren Teilen und Verbindungsmöglichkeiten in bezug auf das Rechnungssystem mit 60 als Grundzahl behandelt. Es ist 60 mal 60 mal 60 mal 60. Die Bedeutung dieser Zahl erklärt uns Plato, der sie von den Pythagoräern übernommen hat. Demnach ist die Zahl der rechnerische Ausdruck für das Gesetz, welches das Weltall regiert. Die Erklärung beruht im wesentlichen auf der Annahme, daß die Zahl der Tage, welche ein Mensch zum Entstehen im Mutterleibe brauche, 216 sei.

Das Jahr zu 360 Tagen gerechnet, sind 12 960 000 Tage 36 000 Jahre oder hundert mal soviel Jahre wie Tage. Das ist aber nach der babylonischen Rechnung die Zahl der Jahre seines Weltalters. Und 100 Jahre gleich 36 000 Tage setzt Plato als Dauer des menschlichen Lebens an, so daß also ein Tag eines Menschenlebens einem Jahre des Weltjahres entspricht. Die beiden Zahlen des Menschen und der Welt — und damit der Gottheit — werden also in ein inneres Verhältnis zueinander gesetzt, sie sind Spiegelbilder.

-⊡-

Etwas vom Kegeln

Von allen Spielen gehört das „Kegelspiel“ zu denen, die neben dem Zweck der Unterhaltung für den Spieler auch einen körperlichen Gewinn abwerfen. Von dem ältesten Kegelspiel gibt uns Homers Odyssee Nachricht. Es fällt in die Zeit des trojanischen Krieges. Die Kegel bestanden damals aus Stein und hießen pessi. Vor dem Palast des Odysseus vergnügten sich die Freier der Penelope sehr häufig mit dem Kegelschieben. Auch bei den alten Germanen war das Kegelspiel schon gebräuchlich und wahrscheinlich wurde es häufig an hohen Festtagen geübt. Die dazu gebrauchten Kegel, deren Name nicht nur in allen germanischen Sprachen, sondern sogar im Russischen und Litauischen wiederkehrt, wurden zuerst aus den Schenkelknochen der dem Wodan zu Ehren geschlachteten Pferde oder aus den Beinknochen der den Göttern geopferten Kriegsgefangenen hergestellt. Daher stammen die eigentümlichen Formen der heutigen Kegel. Die Zahl „neun“ kennzeichnet das Spiel als einen symbolisch-religiösen Gebrauch. Die Neun war Fro, dem Gotte der Freude und des Frohsinns heilig. Außerdem entsprach die Zahl der Kegel der herrschenden Ansicht von den neun Welten und den neun Zeitaltern.

Im 13. und 14. Jahrhundert wurde das Kegeln in Deutschland von den Vornehmen ebenso betrieben wie vom gemeinen Manne. Auf den Kirchweihen mußte stets nicht nur ein Tanzboden aufgeschlagen, sondern auch eine Kegelbahn errichtet werden. In den Palästen der Reichen fand man gewöhnlich stehende Kegelbahnen, auf denen sich die männlichen Bewohner des Hauses, manchmal sogar die Frauen, belustigten. Ganz besonders wurde dieses Spiel von den Schützengilden gepflegt, scheint jedoch durch zu hohe Einsätze zur Schädigung Einzelner Anlaß gegeben zu haben, denn im Jahre 1443 wurde es in Frankfurt am Main vom Magistrat verboten und erst im Jahre 1468 mit der Beschränkung des Einsatzes auf einen Heller wieder freigegeben.

Die Zahl der Kegel war nicht immer neun. Im Mittelalter hatte man in Deutschland meist nur drei Kegel. Auf englischen Bildhandschriften sieht man bald sechs, bald acht, bald neun Kegel. „Schwede“ heißt der vorderste Kegel, vielleicht deshalb, weil er den Kegeln am meisten ausgesetzt ist und der Schwedenkönig Gustav Adolf seinen Kriegern gewöhnlich vorangina. Der Thüringer nennt eine bestimmte Art des Kegelspiels einen „Kegelleich“. Das Wort „Leich“ ist ebenso noch in einzelnen Gegenden Deutschlands in der Bedeutung von Spiel, Kampfspiel erhalten, wie es ja auch in dem Worte „Wetterleuchten“ vorkommt, das mit Leuchten nichts gemein hat, sondern in seiner ursprünglichen Gestalt ein Kampfspiel der Elemente bedeutet. Ueberall, wo das Kegelspiel üblich ist, haben die Kegeljungen besondere Bezeichnungen beim Ausrufen des Erfolges. Im Altenburgischen heißt der mittelste Kegel der „Papa“, der „Alte aus dem Neste“, oder wir auch an anderen Orten „König“. Der vorderste Mittelkegel der „Beste“ und der hinterste Mittelkegel, wenn er allein fällt, „Esel“ oder „Ochse“. Ein Fehlwurf durch eine der Seitengassen wird ein „Loch“ oder „Fuchs“, ein Fehlschuß zwischen Eckkegel und Seitenbrett das „Strafloch“ genannt. Ein Wurf über oder neben das Auflegebrett in die Fanggrube oder in den Sand heißt ein „Sandhase“ oder „Ratte“. Stößt aber die Kugel irgendwo an und prallt zurück, so wird der Wurf ein „Jammerochse“ genannt. Fällt nur ein Kegel, so ist das ein „Stift“, ein „Zahn“ oder „der blutet“. Fallen zwei, so ist das ein Paar; wenn es die Seitenkegel sind: „Ein Querjack voll!“; wenn ein Vorder- und ein Hinterkegel stürzt: „Den und jener!“ Fallen die drei mittelsten, so hört man rufen: „Herz aus dem Leib!“; fällt ein vorderer mit zwei hinteren: „Schusterschemel!“ und fällt eine Gasse, so erschallt der Ruf: „Halb Schmölln!“ Vier stürzende Kegel sind ein „Stadtmaß“, fünf „Fledermäuse“ und sechs, wenn es zwei ganze Gassen sind, „Ganz Schmölln“; bei sieben fallenden Kegeln ruft der Kegeljunge: „Einen Galgen voll!“, wenn alle fallen, so ertönt der überall bekannte Ruf: „Alle Neune!“, was meistenteils nicht ohne einen guten Trunk gebucht wird.

Die Bezeichnungen beim Kegelspiel sind so verschieden, daß man fast überall andere Benennungen findet, die sich im Grunde aber alle auf demselben Prinzip aufbauen. — Fast bei jedem Ausflug findet man „Kegelbrüder“, die auf der Kegelbahn außerhalb der Stadt ihrem Sport frönen und den froh verlebten Tag beenden mit einem:

Kegler gut' Holz, Kegler gut' Holz,
Kegeln ist unser Stolz!“

-⊡-

Kampf zwischen Elefant u. Tiger

Erlebnis von John Freeman.

Das kleine Holland besitzt bekanntlich im fernen Osten Kolonien, deren Ausdehnung das Mutterland bei weitem übertrifft! Es sind die großen und kleinen Sundainseln, unmittelbar am Aequator gelegen, großartig in ihrer Naturschönheit, unübertroffen in der Mannigfaltigkeit ihrer seltsamen Tiere und Pflanzen. Bei weitem am kultiviertesten von allen diesen ostindischen Gebieten ist die langgestreckte Insel Java, die ich in allen ihren Teilen besuchte, und dennoch, auch hier Riesenschlangen, Tiger, Krokodile in großer Zahl neben wohlgepflegten Automobilstraßen, Plantagen, Reisfeldern.

Eine andere Insel ist Sumatra! Wenn man nicht gerade in den „Padongschen Bovenlanden“ oder in den kultivierten Distrikten um Medan, Deli oder Sabong lebt, so ist man hier der äußersten Wildnis anheimgegeben. In den Dörfern und Flecken, den Kampongs und Dessas, leben noch zum Teil feindlich gesinnte, kriegerische Völkerschaften: Atchinesen, Battaker.

Doch nicht davon wollte ich heute erzählen. Nicht nur die tropische Vegetation Sumatras ist von einer fabelhaften Ueppigkeit, sondern auch das Reich der Tiere weist eine erstaunliche Fülle auf. Tiger gibt es hier in großer Zahl, und Elefanten, angeführt von einem alten Männchen, durchziehen in Trupps bis zu siebzig Exemplaren die dichten Wälder, lieber jedoch die grasreichen Alang-Alangfelder, mannshoch und außergewöhnlich dicht steht hier das Gras; hier ist es, wo auf nackten Felsplatten, welche auf diesen bewachsenen Flächen verstreut liegen, die Schlangen jeder Art und Größe sich sonnen, wo der Königstiger einherschleicht und in den Manga- und Durianbäumen hier und da ein Affe schreit und der Papagei sein mißtönendes Kreischen hervorstößt. Und alles dies bei einer Glut, die unbeschreiblich ist!

Es war an einem solchen Tage der regenlosen Dürre, daß ich mit drei Holländern in einer „Prauw“, einem Boot, das sowohl zum Rudern, als zum Segeln eingerichtet war, den Fluß, den „Kali“, wie die Eingeborenen sagen, vom Meeresstrande her hinauffuhr, und zwar mit Hilfe eines Bootsmotoren. Die Szenerie hier an der Mündung war herrlich: rechts und links des Flusses erstreckte sich der dichteste Urwald, ungeheuer dicke Stämme, oft von Lianen und Rankwerk verdeckt, standen unter anderen Bäumen, die schlank und selbst zierlich aufragten. Orchideen leuchteten aus Astwinkeln. Es war so dämmerig in dieser Waldregion, daß man die Formen oftmals nur undeutlich unterscheiden konnte. In dem Fluß da und dort eine wild bewachsene Insel. Mongroven, Bambusrohre von gewaltiger Höhe, Sumpfpalmen waren auf diesen Inseln vorherrschend. Ein blauer Vogel zog lautlos über den Urwaldfluß.

Nun kamen wir an ein weites Grasfeld. Wir legten an, stiegen aus, bereiteten unser Mahl aus Konserven und wollten uns hinstrecken im Schatten unserer chinesischen Sonnenschirme aus Oelpapier, den Pajongs, als ein mächtiger, trompetenhafter Laut aus der Nähe an unser Ohr drang. Wir alle waren lange genug schon in Indien, um zu wissen, was das bedeutete: Ein Elefant, vielleicht fünfzig oder siebzig Elefanten waren hier ganz nahe. Nicht weit von uns zog sich der von dichtem Alang-Alang (ostindisches Gras) bestandene Boden aufwärts zu einer kleinen Anhöhe, welche dem Flusse parallel lief. Dorthin eilten wir und blickten auf das Terrain. Wir beobachteten nun einen kräftigen Elefanten, der schnaufend einen kräftigen Baum aus der Erde zu ziehen versuchte und ihn dann in der Tat auch mitsamt dem Wurzelwerk losriß, um ihn dann liegen zu lassen. Von weiteren Elefanten war bis auf eine weite Strecke hin nichts zu sehen, denn die dunklen Rücken wären ohne weiteres über dem Alang-Alanggras sichtbar gewesen. Wir zweifelten keinen Augenblick, daß es sich um eines jener von der eigenen Gruppe ausgestoßenen Exemplare handelte, um einen Paria unter seinesgleichen. Diese zuweilen aus der Herde ge-

Enge Gasse am Dom

Von Karl Demmel.

Sie ist still und einfach wie armer Leute Kind. Eng und dunkel wie ein Maulwurfsgang. Die Häuser sind schon alt und wackelig und haben sich manches Jahrhundert um den Dachfirst geschlagen.

Die Stadtväter haben einmal vor vielen Jahren der engen Gasse am Dom den Namen „Rosenmariengasse“ gegeben. Warum sie so getauft wurde, läßt sich nicht erforschen. So sinnt sie nun in ihrem zerschlissenen Kleid durch das neue Jahrhundert. Es wohnen meist alte, weißhaarige Leutchen in der Rosenmariengasse, die arm in Ehren grau geworden sind. Armut schändet ja nicht! Und ein ehrwürdiger Greis, der in der Rosenmariengasse wohnt, kann huldreicher sein als ein König!

Grau ist der wenigen Häuser Gewand; oben zwischen den Dachrinnen lacht Himmelblau in diese Aermlichkeit hinab. Aber die Sonne kann nie in die Rosenmariengasse kommen, und da bleibt sie denn eng und dumpfig.

Ihr Gesicht ist immer Alltag.

Aber dennoch kann die alte Gasse ein Wunderland aufleben lassen. Wenn es um die Weihnachtszeit im Jahre ist, und weißer Schnee auch in die Rosenmariengasse fällt, dann lebt zur Abendzeit ein Glanz wie aus Himmelsfernen in der kleinen Straße auf. Das spitzbogige Fenster vom Dom schaut gerade in die Gasse in seiner ganzen Länge. Und wenn droben im hohen Kirchturm die Glocken zur Abendandacht ihr ehernes Lied singen und im Innern des Domes die Kerzenlichter angezündet werden, dann lebt das alte Kirchenfenster mit der Geburt des Herrn in wundervollem Glanze auf, dann strahlen von diesem Leuchten all die kleinen Fenster wieder. Und die Laterne an der Ecke schämt sich ihres schüchternen, gelben Lichtes. Da ist es, als wäre Gott durch die Gasse gegangen und hätte jedes Haus strahlend und festlich wie ein Kinderherz gemacht.

gen angeborener Bösartigkeit vertriebenen Elefanten sind äußerst gefährlich. Sie gehen auf nichts als auf Zerstörung aus. Dieser Elefant nun hob den Rüssel plötzlich witternd, denselben nach dorthin und dahin bewegend. Hatte das wittende Tier unsere Gegenwart erspürt? Dann war es Zeit, in das Boot zum nahen Flußufer zu fliehen.

Nun bemerkten wir, wie der Elefant auf eine bestimmte Stelle zutrabte, kaum hundert Meter von dem Fleck entfernt, wo er den Baum ausgerissen und wo das Gras in einigem Umkreis niedergetreten. Plötzlich vernahmen wir das markerschütternde Geheul eines Tigers. Wir konnten deutlich wahrnehmen, wie der Elefant sich fast um sich selbst drehte, ohne Zweifel schlich der Tiger um ihn herum, um den Koloß anzugreifen. Dann schoß ein gelblicher Leib durch die Luft; der Tiger saß auf dem Rücken, oder er krallte sich vielmehr beinahe seitlich in die Lenden, schlug sein furchtbares Raubtiergebiß in den grauen Wanst des Elefanten und schien ihn solchermaßen zerfleischen zu wollen, als der riesige Rumpf des Dickhäuters auf einmal verschwand. Der Elefant, klug wie diese Tiere sind, hatte sich im Nu zu Boden geworfen, trotz seines Körperumfanges und seiner Schwere eine geschickte Bewegung, und wälzte sich nun im Grase, um so den Angreifer zu erdrücken. Doch auch der Tiger war offenbar auf seiner Hut, er mußte wohl noch rechtzeitig zur Seite gesprungen sein; wie dem auch sei, wir sahen nun den Elefanten sich wieder aufrichten, denn nun, nachdem alles Gras rings um die Kämpfenden niedergetreten, konnte ich selber jede Bewegung des großen Tieres wahrnehmen. Wir drei hier oben auf dem Hügel befanden uns in einer begreiflichen Aufregung, wir standen wie gebannt, die Blicke dem Schauplatz der beiden imposanten Urwaldtiere zugewandt. Keiner von uns sprach ein Wort. Immerhin waren wir mit einigen Gedanken bei unserem Boot als rasch zu erreichenden Zufluchtsort, falls uns selber eine Gefahr drohen sollte.

Der Elefant, aus klaffender Wunde blutend, schnaufte hörbar; es war ein wildes, äußerst erregtes Schnaufen, wie von einem aufgebrachten Stier. Wo war der Tiger? Plötzlich schien der Elefant den riesigen Kopf nach vorn abwärts zu recken, und dann sahen wir den Tiger von dem Rüssel des Elefanten um den Leib gefaßt, hoch erhoben, sich wütend in der Umklammerung windend. Ein mächtiger Wurf gegen den Boden, da lag das heulende, seltsam jaulende Raubtier. Noch war der Tiger nicht tot, noch waren ihm erst alle Knochen im Leibe zerbrochen, doch dann — dieser Elefant mußte zu gut, daß ein Teil seiner Waffen seine eigene Körperschwere war! Er setzte seinen mächtigen, fast säulenartigen Fuß dem besiegten Feind auf den Leib, ja, er begann nach und nach, mit allen Vieren über den Tiger hintrabend, zu vollenden, was er begonnen: er zertrampelte den Daliegenden.

Nach einer Weile trottete der Elefant, scheinbar zufrieden, davon. Der dunkle Rumpf verschwand allmählich in dem Grasfeld, eine deutlich sichtbare Spur hinter sich zurücklassend . . .

Wir aber schafften den geradezu platt getretenen Körper des Tigers oder besser der Tigerin, ins Boot. Einige Schritte von dem Kampfplatz entfernt fanden wir zwei sich putzig gebärdende Junge, sich balgend wie zwei Katzen . . .

-⊡-

Leuchtkäfer als Nutztiere

Ist schon das Leuchten unserer heimatlichen Johannieswürmchen, wenn sie im Dunkel der Sommernächte bald hier bald dort wie bläuliche leuchtende Sternchen auftauchen, recht eindrucksvoll, so bieten einige Leuchtkäfer aus der Familie der Elateriden auf den westindischen Inseln, wenn sie, in weit stärkerem Lichte erstrahlend, zur Abendzeit namentlich die Wälder und Zuckerrohrfelder umschwärmen, dem Auge geradezu einen seenhaften Anblick. Es gilt dies namentlich von einer dort zu Lande als Cucoyo bezeichneten Art, dem Pyrophorus noctilucus der Zoologen, dessen Leuchtvermögen sich die Eingeborenen auf jenen Eilanden schon sehr frühzeitig nutzbar gemacht haben. So berichtet schon Oviedo Valdes, einer der frühesten Forschungsreisenden in der Neuen Welt, im 16. Jahrhundert folgendes: „Man pflegt die Cucoyos in kleine Drahtkäfige einzusperren, und bei ihrem Licht nachts zu arbeiten oder zu Abend zu essen, und ihr Licht ist so stark, daß man keines anderen bedarf. Ein in eine dunkle Kammer gesperrter Cucoyo leuchtet so intensiv, daß man bei seinem Lichtschein lesen und einen Brief schrei-